



Reinhard
Kaiser-Mühlecker

**FREMDE
SEELE,
DUNKLER
WALD** ROMAN

S. FISCHER



Die Luft war feucht und schwer, als Jakob das Fahrrad aus der Garage holte. Er hatte nur wenig von dem mitbekommen, was bei Tisch gesprochen worden war. Er hatte zwar zugehört, aber irgendwie waren die Worte nicht bis zu ihm durchgedrungen. Nie hatte er sich seiner Familie ferner gefühlt; auch zu Alexander, so lange sein Idol, empfand er keine Verbindung mehr. Was war er? Einer, der immer lauter redete ... Einer, der allmählich zum Trinker verkam und sich darauf sogar etwas einzubilden schien ... Lächerlich, wie er in seiner Uniform herumstolzierte! Zudem mochte Jakob es nicht, wie sonderbar wohlwollend, ja bisweilen fast wunderlich der Großvater ihn neuerdings behandelte – als Einzigen im Haus – und zugleich immer irgendeine Art von Dank dafür zu erwarten schien, den Jakob, selbst wenn er gewollt hätte, nicht zu geben wusste; er konnte nicht einmal danken, wenn er das Geld nahm, das der Großvater ihm regelmäßig zusteckte.

Im Sommer hatte er ein eigenartiges Erlebnis gehabt. Es gab eine Stelle am Fluss, zu der er manchmal fuhr. Sie lag an einer Biegung, ein schmaler, unter einer luftigen, Schatten spendenden Weide liegender Streifen, an den sonst niemand kam. Oft wehte der Geruch von Lagerfeuer und Gegrilltem, bisweilen sogar von in der Glut verdunstendem Bier von den Schotterbänken her, die ein Stück flussauf am anderen Ufer lagen und in einem Kalkweiß leuchteten. An einem heißen, sonnigen Tag, nachdem die Gerste und das Stroh eingebracht waren und gerade nichts Dringendes zu tun anstand, fuhr Jakob wieder hin, um den Nachmittag dort zu verbringen. Er mochte es, nach der anstrengenden Arbeit nichts zu tun, als dort zu sitzen und auf den Fluss zu schauen; ein paar Mal ging er hinein, sonst saß er nur da und blätterte, ohne recht zu lesen, in einer Zeitung, die er sich mitgebracht hatte. Irgendwann wurde er ein wenig müde; er warf sich ins Wasser und war wieder munter. Danach legte er sich hin, um sich trocknen zu lassen. Innerhalb kürzester Zeit war er eingeschlafen.

Als er aufwachte, war das Licht bereits gebrochen, und über allem lag der Vorausschatten der Nacht. Das sonst so klare, jetzt unergründliche, da und dort einen Abglanz des Tageslichts in sich bergende Wasser floss vorbei. Weiter den Fluss hinab, am Ende der Biegung, war Nebel zu sehen. Jakob stand auf und packte seine Sachen zusammen. Er verschnürte den Rucksack und warf ihn sich über die

Schulter. Bevor er sich zum Gehen wandte, blickte er noch einmal zu der langgezogenen Schotterbank hin. Leer und hell lag sie da, überspannt von einer farblosen, wie ausgegossenen Himmelschale. Er spürte, wie es ihn zu der Bank hinzog. Ohne nachzudenken, streifte er die Sandalen von den Füßen, nahm sie in die Hand und stieg in das eiskalte Wasser. Sogar am Ufer war die Strömung stark; sie drängte wie mit runden, weichen Klingen gegen seine Beine. Manche Steine lösten sich unter seinen Fußsohlen. Er mühte sich ans andere Ufer und stapfte bis zur Schotterbank flussaufwärts.

Hier und dort blieb er stehen, rieb sich die Hände über einem in einen Steinkreis eingefassten, noch warmen Aschehäufchen, aus dem silberne Kronkorken blitzten; er stieß gegen eine Säule aus aufgetürmten flachen Steinen, die darauf fast lautlos zerfiel; im Umkreis standen noch zwei weitere solcher Säulen, auf die man im Gebirge oft stieß und die Kinder errichtet haben mochten. Etwas entfernt sah er einen formlosen Haufen, den er in der ersten Sekunde für angeschwemmtes Treibgut, dann für einen Biberbau, dann für hier abgeladenes Gerümpel hielt. Erst als er näherkam, nahm er das leichte Wogen wahr, das über den Haufen hinging. Er dachte an ein liegengelassenes oder von irgendwoher herangewehtes und hängengebliebenes Stofftuch, das der Wind bewegte, und er hatte schon seine Hand danach ausgestreckt, als er zurückschreckte. Vor ihm, wie geformt aus Nachtluft und Flusswasser, stand das Gesicht eines Mädchens, auf dessen Wangen kleine Lichter nach unten zu wandern schienen. Noch bevor er etwas sagen konnte, erkannte er seine frühere Klassenkameradin Nina, die da in ein dünnes Tuch gehüllt saß. War sie nicht auf dem Grillfest, das ein Stück weiter flussab vor kurzem erst begonnen haben musste - und zu dem Markus ihn sogar hatte mitnehmen wollen? Er wusste, dass sie hinter Markus her war, sie behauptete sogar, sie hätten etwas miteinander, auch Markus, sagte sie, sei in sie verliebt, zeige es bloß in der Öffentlichkeit nicht. Er hatte Nina in der Schule nicht besonders gemocht, dennoch setzte er sich zu ihr, weil er sich nicht entscheiden konnte zu gehen. Als hätte sie ihn davor nicht bemerkt, hob sie den Kopf und sah ihn an, sagte aber nichts. Immer noch liefen Tränen über ihre Wangen. Zum ersten Mal seit er sie kannte, dachte er, dass sie hübsch war. Unter

dem dünnen Tuch konnte er ihren Badeanzug sehen. Er blieb bei ihr sitzen, und nach einer Weile lehnte sie sich an ihn. Einige Tage nach dieser Begegnung hatte sie sich seine Nummer besorgt und ihm eine Nachricht geschickt und ihn gefragt, ob er vorbeikommen wolle, ihre Eltern seien nicht zu Hause, aber er hatte Arbeit vorgeschützt, geschrieben, er könne nicht, und gedacht, damit wäre es erledigt. Aber sie schrieb wieder und wieder, und sie tat es so oft, bis er nachgab. Ein Mal, dachte er, könne er sie doch treffen. Denn anfangs dachte er, es werde bei einem Mal bleiben. Doch auch danach schrieb sie immer wieder, und, als wäre mit dem ersten Mal etwas in Bewegung gesetzt worden, das er nicht mehr aufhalten konnte, das sich wie ohne ihn bewegte, fuhr er immer wieder hin, fuhr zu ihr, wo sie beisammensaßen und sich küssten, und jedesmal nahm er sich danach aufs Neue vor, nicht mehr hinzufahren, nicht nur, weil er gar nicht hinfahren wollte, sondern weil ihn die Vorstellung ärgerte, dass sie beim Küssen nicht an ihn dachte und er bloß ein Ersatz für einen anderen war, und weil er sie immer noch nicht besonders mochte. Er wusste jetzt auch, weshalb: Er mochte ihren Geruch nicht.

Obwohl die Unterhaltung zum Erliegen gekommen war, blieb Alexander in der Küche und blätterte in der Bauernzeitung, während die Mutter aufräumte und den Boden kehrte. Ein paar Mal las er eine Schlagzeile oder einen Satz aus einem Artikel laut. In der Mitte der Zeitung stieß er auf eine ganzseitige bunte Anzeige zu der in diesen Tagen stattfindenden Landwirtschaftsmesse. Eine junge Frau mit blondem Zopf und eine weiß-braun gescheckte Kuh waren darauf zu sehen. Die Mutter warf im Vorbeigehen einen Blick darauf, und plötzlich fiel ihr ein, zu fragen, wozu sie schon zuvor einmal zu fragen angesetzt hatte: aus welchen Nationen sich die Truppen zusammensetzten und wie es mit der Verständigung funktioniere, wenn jeder eine andere Sprache habe. Sie konnte sich das nicht vorstellen. Alexander legte die Zeitung weg und begann zu erzählen. Englisch, sagte er, sei die offizielle Sprache. »Du weißt ja, wie es heißt: ›English is like a pig: very ugly, but sometimes useful.« Aber manche könnten nicht einmal das kleinste Bisschen. Vor allem die Russen nicht, sagte er, man müsse sich mit Händen und Füßen verständigen. Es freute ihn, dass sie fragte, es war das erste Mal, seit er hier war, dass ein anderer als der Großvater sich dafür interessierte. Die Mutter hörte aufmerksam zu; als sie mit dem Säubern fertig war, setzte sie sich an den Tisch; »hm, hm«, machte sie, und von Zeit zu Zeit schloss sie die Augen und wirkte ein wenig verträumt. Ob es nicht gefährlich sei, wollte sie wissen. Sie mache sich Sorgen. Auch der Vater mache sich Sorgen. Es sei nicht gefährlich, sagte er, jedenfalls nicht besonders, immerhin sei das Ganze eine Friedensmission, bei der es im Wesentlichen nur darum gehe, Präsenz zu zeigen. Präsenz? Anwesenheit. Ah ja. Zum Beispiel durch Patrouillen, sechsstündige Fahrten zweier Radpanzer mit je sechs Mann bis in die entlegensten Bergregionen, wobei man hin und wieder einen TCP - Temporary Checkpoint - errichte, Verkehrskontrollen durchgeführt würden. Was er dabei tue? Einen der beiden Radpanzer befehligen. Und wie reagierten die Kontrollierten? Meistens friedlich. Immer? Meistens. Sie kontrollierten ohnehin nur den Ausweis und das Kennzeichen, wenn einer besoffen sei, kümmere sie das nicht. Und die Österreicher und die Deutschen seien dort ohnehin eher beliebt. Übrigens trage man dabei kugelsichere Westen. Also sei es doch gefährlich? Nein, Mama ... So

ging es eine Weile lang dahin, und Alexander ließ sich zunächst nicht davon stören, dass der Vater nach Hause kam und in der Küche auf und ab zu gehen begann, und redete weiter, doch auf einmal bemerkte er, dass die Mutter ihm nicht mehr zuhörte und ganz auf ihren Mann konzentriert war, dessen Wandern sie sorgenvoll, beinahe ängstlich beäugte. Mitten im Satz brach er ab, stand auf, wünschte eine gute Nacht und zog sich zurück.

Es war halb neun, als er sich an den Schreibtisch setzte und sein Buch aufschlug. Draußen regnete es wieder. Er las bis neun, bis er feststellte, dass er ständig abschweifte. Seufzend schlug er das Buch zu und zog sein Telefon aus der Tasche. Gerade da piepste es: Ein Kamerad schickte ihm eine Nachricht – einen kurzen Gruß aus der Bar, in der die Kompanie abends beim Bier zusammensaß. Mit einem Mal empfand er ein Bedauern, hergekommen zu sein. Doch gleich darauf sagte er sich, dass die Zeit bisher rasch vergangen war und die verbleibende es sicherlich ebenso tun würde. Bevor er noch einen letzten Schluck trank, schaltete er das Telefon ab. Er ging ins Bad, zog sein Korsett aus und legte sich – früher als sonst – schlafen.

Er schlief schlecht; obwohl es kühl war, schwitzte er und wachte immer wieder auf. Dazwischen träumte er verworren.

Kaum dämmerte es am frühen Morgen, warf er die Decke zurück und stand auf. Es regnete nach wie vor. Vielleicht würde es in wenigen Tagen bereits schneien. Er stieg die Treppe nach unten. In der Küche, das Telefon am Ohr, ging der Vater auf und ab, als wäre seit dem Abend keine Zeit vergangen. Er warf dem Hereinkommenden nur einen flüchtigen Blick zu. Alexander trat an die Anrichte, wo die Kaffeemaschine stand; es war frischer Kaffee in der Kanne. Er nahm sich und wollte wieder gehen. Da fragte der Vater, ohne das Telefon vom Ohr zu nehmen:

»Willst du auf die Messe?«

Alexander, der gedacht hatte, der Vater telefoniere, fragte:

»Auf welche Messe?«

»Die Landwirtschaftsmesse. Willst du hin? Ich habe Karten, kann aber nicht.« Er fingerte zwei Streifen aus der Brusttasche und hielt sie ihm hin. »Nimm Jakob mit; er soll ruhig mitfahren. Bei dem Wetter ist draußen ohnehin nichts anzufangen.«